

Thorsten Ahrend

Erzählen und Tabu

Laudatio auf Carlos Peter Reinelt

Rauriser Förderungspreis 2016

„Unsere seltsame Leidenschaft für erhöhte Standpunkte!“ – Mit diesen Worten beginnt ein 1997 erschienener Debütroman, der gleich darauf auf Berge, Erhebungen, Türme zu sprechen kommt, auf die die Menschen zu klettern offenbar höchstes Interesse haben. Von der Höhe aus habe man einen weiten Blick, von dem aus erzählt werden könne.

Der Autor dieses Romans, „Beerholms Vorstellung“, ist Daniel Kehlmann. Kehlmann war, als er ihn schrieb, in eben dem Alter wie der Rauriser Förderungspreisträger dieses Jahres Carlos Peter Reinelt. 21 Jahre. Bzw.: 22 ... bei Erscheinen des Buches und jetzt seit einer Woche bei Überreichung des Preises.

Reinelt legt seinen Text, für den er heute mit dem Rauriser Förderungspreis geehrt wird, wie in einer Antithese an: Er versetzt seinen Erzähler nicht auf einen Turm, sondern in eine dunkle Enge: auf die Ladefläche eines Kastens hinten auf dem LKW. Sehen kann er da nichts, zumindest nichts außerhalb des umgrenzten Kastens. Der ist, natürlich! möchte man sagen, fensterlos. Trotzdem verbindet beide Erzähler mehr, als man vielleicht auf den ersten Blick vermuten mag: Beide junge Autoren (zum Zeitpunkt des Schreibens jung; Kehlmanns Debüt ist fast zwanzig Jahre her) installieren Erzähler, die nicht im Verdacht stehen können, hinter ihnen stünde der Autor selbst. Was sie erzählen, steht der autobiographischen Erfahrung des jeweiligen Autors nicht nahe, zumindest nicht in einem direkten Sinne. Sie sind Erfindungen. Was sie erzählen, sind erfundene Geschichten. Die Gemachtheit ist nicht verhüllt, sondern im Gegenteil: Sie wird sogar ausgestellt.

Es gibt das Modewort „Authentizität“ – ich bin immer ein wenig skeptisch gegen diese Vokabel, besonders wenn mit ihr eine literarische Qualität beschrieben werden soll. Bei Reinelt wie bei Kehlmann ist von Anfang an klar, dass es nicht um Authentizität geht, jedenfalls nicht im Faktischen, sondern um Fiktion.

Das wird schlagend deutlich, wenn die Erzähler bei Kehlmann und Reinelt etwa das Problem lösen müssen, wie sie von ihrem jeweiligen Ende, ihrem Tod, erzählen können bzw. wie sie ihn in den Horizont des Erzählens rücken. Für einen Ich-Erzähler ist das durchaus kein leicht zu lösendes Problem. Dass sich aber Autoren ganz am Beginn ihrer literarischen Arbeit überhaupt solch einer Frage stellen und wie sie eine Antwort darauf erproben, ist hingegen absolut bemerkenswert. Ein letztes Mal soll hier noch auf Kehlmann verwiesen werden; ich habe den ersten Satz des Romans zitiert, hier ein Zitat von der vorletzten Seite: „Also wie kann ich sterben? Der Tod umrahmt mein Leben, aber er berührt es nicht, er greift nicht hinein. Wie auch das Ende der Erzählung nicht Teil dieser Erzählung ist. Solange sie anhält, lebe ich; und mein Verstummen kommt in ihr nicht vor, kann nicht in ihr vorkommen. So muss auch der Tod außerhalb des Daseins bleiben.“

Wie Reinelt sich dem Problem stellt, davon später. Zunächst will ich Ihnen grob skizzieren, worum es in der Erzählung „Willkommen und Abschied“ geht, die von der Jury für den Rauriser Förderungspreis ausgewählt wurde. Wir bekamen anonymisiert die Manuskripte von allen Einreichern in die Hände, ohne zu wissen, ob sich hinter dem jeweiligen Manuskript ein Autor verbirgt oder eine Autorin, ein junger Mensch oder ein nicht mehr ganz junger. Schon gar nicht konnten wir uns auf ein Vorwissen über die Kontexte des jeweiligen Manuskripts stützen, etwa kleinere oder größere frühere Veröffentlichungen. Wir wussten schlicht nicht die Namen der Verfasserinnen und Verfasser und hatten nichts als den Text.

Reinelts Erzähler hält sich nicht lange bei Vorreden auf, sondern erzählt, gerahmt in eine Wortkette mit Goethes Gedicht „Willkommen und Abschied“, Dinge, die uns den Atem verschlagen. Allerdings gerade nicht in Goethischer Diktion: „Verdammt“ lautet das erste Wort und erinnert uns damit vielleicht gleich an Holden Caulfield in Salingers „Fänger im Roggen“. Der da spricht, ist unverkennbar genervt: Von einem seit zwei Stunden

schreienden Kind, mehr noch von dessen Mutter, die er „Alte“ nennt und der er am liebsten „eine reinhauen“ möchte. Als Sympathieträger wird uns dieser Erzähler also nicht unbedingt vorgestellt. Vermag er uns überhaupt zu interessieren? Offenbar stimmt die Mutter, „die Alte“, Klagelieder an. Einen Satz später haben wir als Leser schon Gewissheit darüber, welcher Art die sind: Die Rede ist von „dein(em) scheiß Allah“. Und noch einen Satz später wissen wir mehr über den Ich-Erzähler selbst: „Hat er uns nicht aus unserem eigenen Land vertrieben?“ Wenig später spricht er über seine Mama und in respektlosem Slang lapidar darüber, dass es nur Amerikaner und Japsen vergönnt ist, geköpft zu werden, noch dazu vor HD-Kameras, während die Landsleute normalerweise einfach erschossen werden oder erwürgt. Noch wissen wir nicht, wo sich der Erzähler genau befindet (allerdings ahnen wir es wohl schon oder doch bald, ohne dass es genau gesagt wird). Dass aber hier ein Thema der unmittelbaren Gegenwart angeschlagen ist, die Flucht aus einem islamischen Land, dass der Erzähler ein Flüchtling ist, das ist so unzweideutig wie nebenbei ausgesprochen. Wenig später erfährt man, dass es heiß ist „hier drinnen“, dass die hygienischen Verhältnisse eine Katastrophe sind, dass schon seit Stunden nicht gelüftet wird, dass der Durst nicht auf ein Gläschen Wasser gerichtet ist, sondern nach einem Kübel verlangt. Er muss beträchtlich sein. Allah ist natürlich im Großen und Ganzen der Retter, man hört das lässige „in Gottes Namen“ quasi mit, aber im konkreten Moment sind die wirklichen und konkreten Retter Leute, die dafür ein halbes Vermögen kassiert haben. Im „Drinnen“ halten sich vierzig, nein sechzig Menschen auf. Der Ich-Erzähler erinnert sich an Leute aus seinem Dorf (und erzählt uns von ihnen), an Alltägliches, Anekdotisches, an eine Liebesgeschichte um Ehre und Mitgift und Hochzeit, an Siham, Soraya, Al-Amad, den Bruder Yasin ... an ein Leben im Dorf, in das der Schrecken des Dschihads fährt. Der Erzähler bleibt in seinem Slang, aber er steigert die Forciertheit des Sprechens weiter. Offenbar wird es wärmer, gefühlte 40 Grad. Nicht ein Kübel Wasser wird jetzt erträumt, sondern gleich drei Kübel möchte sich der Erzähler über den Kopf schütten. In Österreich, dem Ziel der Reise offenbar, wie wir so beiläufig erfahren. Wer jetzt noch nicht eine bekannte Geschichte aus der Realität assoziiert, eine, die in einem LKW spielt, hat im vergangenen Jahr keine Zeitung

gelesen bzw. nicht Nachrichten geschaut.

Es ist ein Raffinement des Textes, mit diesem Hintergrundwissen der Lesenden zu korrespondieren, darauf zu setzen, dass im Kopf der Leser und Leserinnen ein Film anläuft oder abläuft. Wir müssen dem Erzähler darin folgen, dass er allershand slangartige Austriazismen vorträgt, und wir fragen uns womöglich, worin das begründet sein mag. Gibt der Verfasser den Text vielleicht als Übersetzung aus? Oder nehmen wir es einfach als Selbstverständlichkeit in Kauf, weil Autor und Leser eben einem Sprachraum angehören, egal aus welcher Weltgegend der Protagonist stammt?

Weiter will ich vom Inhaltlichen nicht sprechen; Sie werden ja gleich die preisgekrönte Erzählung hören. Um im Tonfall der Erzählung zu bleiben: Ich will jetzt nicht spoilern.

Nicht zu hören ist hingegen, was der Autor graphisch unternimmt, dazu muss man den Text lesen, wozu ich Sie natürlich im Anschluss an die Lesung unbedingt ermutigen möchte. Aber deswegen will ich zu den graphischen Feinheiten noch einige Worte sagen: Mich hat beeindruckt, wie spielerisch und zugleich funktional hier ein junger Autor mit den Traditionen der konkreten Poesie umgeht, wie er sie durch die technischen Möglichkeiten des Computers modifiziert und modernisiert und mit ihnen spielt. Und zwar ohne dass ein theoretisches Gerüst ausgestellt wird. Die Buchstaben werden plötzlich unterschiedlich groß, je nach Gemütszustand des Erzählers, den wir vielleicht ab jetzt lieber Sprecher nennen wollen, denn er ist weiß Gott kein „raunender Beschwörer des Imperfekts“, sondern jemand, der in gedrängtem Sprechen kundtut, was er wahrnimmt und was ihm im Moment gerade durch den Kopf schießt. Was wie ein Selbstgespräch wirkt, steht in kleinerer Type da als das, was herausgebrüllt wird. Und wenn etwa Mattheit, Müdigkeit und Luftknappheit beim Sprecher übergroß werden, wird die Schrift so klein, dass man sie fast und dann wirklich gar nicht mehr lesen kann. Wie in Schlieren zieht sie sich, oder anders herum: Löcher schlieren über die gesetzten Wörter. Bis wieder ein anderer Wahrnehmungszustand des Sprechers gegeben ist, die Schrift in einem Atemrhythmus größer wird oder wieder klein und immer kleiner; ebenso der Zeilenabstand, den man in der Fachsprache „Durchschuss“ nennt, durchsetzt am Ende von Passagen in Arabisch. Dass da jemand gehetzt, am Rande der Kräfte um

ein Sprechen ringt, wird vollkommen sinnfällig jenseits der Semantik der Wörter.

Vom Rahmen, den die Worte „Willkommen und Abschied“ bilden, habe ich eingangs schon gesprochen. Am oberen Rand gibt es eine Verschiebung, eine kleine wie herausgeschlagene Ecke rechts oben. Die erste Zeile muss mit „Willkommen“ beginnen, das ist klar. Offenbar aber hat der Autor sie nicht mit „Abschied“ enden lassen wollen. So steht da oben ein doppeltes „Willkommen“ und am Ende ein ins Leere reichendes „und“. So dass im Rahmen ab Zeile zwei jede mit dem Wort „Abschied“ beginnt und bis ganz unten rechts endet mit „Willkommen und“. Was der Autor damit will, mit dieser abgestoßenen Ecke, mit diesem fast unmerklichen Übergewicht des Willkommens gegenüber dem Abschied, welche Bedeutung er hier aufrufen will, und ob überhaupt, wird nicht kommentiert. Vielleicht muss man das auch überhaupt nicht zu interpretieren versuchen. Überhaupt ist es ja so, dass Intention und Ergebnis nicht nur nicht deckungsgleich sein müssen, sondern sogar ins Gegenläufige geraten können. Ganz abgesehen von all dem, was unbewusst beim Schreiben mitläuft. Denn dass der Text immer klüger ist als der Autor, wusste spätestens Heiner Müller. Und beides ist ohnehin noch einmal weit entfernt von dem, was die Leserin oder der Leser jeweils für sich aktualisiert und produktiv macht. Oder was ihm und ihr auch verschlossen bleibt.

Noch einmal zur graphischen Gestalt: Was innerhalb des Rahmens erzählt wird, der eigentliche Text also, steht da zunächst schwarz auf weiß, von Seite zu Seite steigen die Grauwerte des Grunds, so dass sich die Buchstaben immer weniger abheben. Der Malgrund saugt gewissermaßen die Schrift ein; bis alles schwarz wird.

Dass der LKW eigentlich ein kleiner Kühllaster war, Volvo FLC, ließ mich der Autor wissen, ebenso, dass die Innenmaße des Kühllasters 2,45 zu 6,1 betragen. Es ist exakt das Größenverhältnis des Textes innerhalb des Rahmens.

Dieser Autor weiß sehr gut, was er tut. Ruth Klüger, die vor 23 Jahren den Rauriser Literaturpreis gewann, hat sich intensiv mit der Frage beschäftigt, wie Fakt und Fiktion in der Literatur sich zueinander verhalten, wie Autobiographie und Roman, wie historischer Roman und Science Fiction. Darf ein Autor im historischen Roman Figuren und Konstellationen erfinden? Natürlich hat sie diese Fragen vor allem vor dem Thema Holocaust und Literatur untersucht.

In ihrem Aufsatz „Von hoher und niedriger Literatur“ wendet sie sich scharf gegen Claude Lanzmanns Haltung, ein Film wie „Schindlers Liste“ ästhetisiere etwas, das nie und unter keinen Umständen anders als dokumentarisch (ich füge hier die Vokabel authentisch hinzu) behandelt werden dürfe. Das laufe hinaus auf eine Art Bilderverbot, vergleichbar mit Adornos Diktum über das Schreiben von Gedichten nach Auschwitz. Weiter Ruth Klüger: „Auffallend ist, wie oft die Vokabel ‚dürfen‘ verwendet wird, als gäbe es eine anerkannte geistige Autorität, die über erlaubtes und unerlaubtes Erinnern bestimmt. Die negative Kritik setzt Maßstäbe an, ohne diese Maßstäbe selbst der Kritik auszusetzen.“ Vokabeln wie unaussprechlich oder unvorstellbar dienen nach Ruth Klüger aber „keinem Wirklichkeitsanspruch, sondern der Tabuisierung des Themas für literarische oder künstlerische Aufarbeitung“.

Reinelt gibt seine Geschichte – das liegt in der Natur der Sache und würde anders unweigerlich in den Kitsch führen – nicht als eigene aus, er rekurriert dabei auf eine schreckliche wirkliche Begebenheit, die wir alle aus den Medien erfahren haben. Er erfindet eine Geschichte und einen Erzähler und Figuren. Darf er das?

Wenn darin „Wahrheitssuche durch Phantasie und Einfühlung (liegen), also Interpretation des Geschehens, die zum Nachdenken reizt“ (Ruth Klüger), dann unbedingt.

Das leistet die Erzählung auf eine preiswürdige Weise, befand die Jury. Ich danke den Mitjurorinnen Christine Riccabona und Christine Haidegger für die Entscheidung. Dank ebenso an das Land Salzburg und die Marktgemeinde Rauris für die Stiftung des Preises.

Wir haben uns lediglich zu einem anonym vorgelegten Text verhalten können. Ich sehe den Autor wie sicher fast alle im Publikum heute das erste Mal persönlich. Er hat mich im Vorfeld auf mein Bitten mit einigen wenigen biographischen Daten versorgt: Geboren 1994 in Lustenau/Vorarlberg, der Vater stammt aus Tirol, die Mutter aus Kolumbien. Gymnasium in Bregenz. Die Begeisterung für Literatur erweckte ein Deutschlehrer, das ist für sich schon unbedingt bemerkenswert, aber dass es derselbe war wie bei Arno Geiger ... umso mehr; deshalb soll auch dieser Name hier genannt sein: Ernst Wirthensohn.

Allerdings scheint bei Carlos Peter Reinelt in der Schule die Vorliebe für die Literatur nicht auf Kosten anderer Fächer bzw. Aktivitäten gegangen zu

sein: Landessiege bei Mathe- und Philosophieolympiaden (mit einem Essay über Wittgenstein), Skispringen im Leistungssportbereich, zwei Rock- bzw. Metal-Bands, vielfältige politische Arbeit. Und daneben ... nein!, umgekehrt: das alles neben dem Schreiben!! Mir ist nicht bange um die Energie dieses Autors, der momentan in Salzburg Deutsch und Philosophie / Psychologie auf Lehramt studiert.

Der Rauriser Förderungspreis ist für Carlos Peter Reinelt eine Anerkennung, ich gratuliere dazu.

Möge er auch ein Ansporn sein für die weitere literarische Arbeit, und möge das Preisgeld dabei eine Stütze sein. Rechnet man es auf die geschriebenen Seiten um und nähme es als ein Honorar ... muss man dem Preisträger freilich warnend sagen: Das ist eher so schnell nicht wieder zu erwarten, so viel bekommt vielleicht gerade einmal Enzensberger für einen exklusiv geschriebenen Artikel im Spiegel. Und sonst keiner.

Machen Sie was draus!

Und noch einmal: Herzlichen Glückwunsch! ■

Do 31. 3. 14:30 Laudatio & Lesung Gasthof Grimming

Carlos Peter Reinelt



Foto: © Janina Heinzle

* 1994 in Lustenau/Vorarlberg, studiert Germanistik, Psychologie und Philosophie in Salzburg, schreibt v.a. Lyrik und Prosa und arbeitet zurzeit an einem Generationen-Roman, der in seiner Vorarlberger Heimat angesiedelt ist. Publierte bislang einen Essay über Wittgenstein, seinen Siegertext bei der Vorarlberger Philosophie-Olympiade (2012), sowie „Eine universale Enttäuschung“, ein Interview mit sich selbst in der uni:press Salzburg (2015).

Rauriser Förderungspreis Jurybegründung

„Die Dramatik von ‚Willkommen und Abschied‘ vermittelt sich inhaltlich und formal überzeugend. Der Text widmet sich mutig und respektvoll dem Thema Flucht aus mörderischen Verhältnissen und macht die unmenschliche Realität des Weges nach Europa sichtbar, indem er die Leser in die entsetzliche Spannung zwischen erhoffter Rettung und auswegloser Situation in einem Schlepper-LKW hinein versetzt. Dieser Text unternimmt das Wagnis, kaum Vermittelbares mit den Mitteln der visuellen Poesie und Textbildüberschreitungen darzustellen.“

Jury: Thorsten Ahrend, Christine Haidegger, Christine Riccabona

Den Rauriser Förderungspreis 2016 (vergeben von Land Salzburg und Marktgemeinde Rauris, dotiert mit 4.000,- Euro) zum Thema „Zeitraffer“ erhält Carlos Peter Reinelt für seinen Text „Willkommen und Abschied“.